



Plötzlich ging nichts mehr ohne Ausländerinnen: Lucia Saponaro, Italienerin und Bereichsleiterin des Regionalspitals Lugano.

Lugano einfach

Das Tessin streitet seit Jahren über Lohndumping, Stau und Grenzgängerinnen. Das spielte der Zuwanderungsinitiative der SVP in die Hände. Aber dann kam Corona – und die Tessiner baten die Ausländerinnen, zu bleiben.

Von [Carlos Hanimann](#) (Text) und [Goran Basic](#) (Bilder), 20.08.2020

Lucia Saponaro sitzt mit ihrem Mann und ihrem jüngsten Sohn zu Hause in Monte Olimpino vor dem Fernseher, als das Telefon klingelt. Samstag, 7. März 2020, 22.30 Uhr, am Draht ist die Chefin. Sie sagt, es sei dringend, Saponaro müsse sofort ins Spital nach Lugano fahren.

So etwas, wird Saponaro später erzählen, sei in den dreissig Jahren, in denen sie im Kantonsspital Lugano arbeitet, noch nie vorgekommen. Sie packt ein paar Kleider in ihren blauen Rollkoffer, verabschiedet sich von Hund und Familie, wirft das Gepäck in den Kofferraum ihres beige Dacia und fährt runter in die Stadt, wo sie eine Arbeitskollegin abholt, die ebenfalls zur nächtlichen Besprechung ins Regionalspital Lugano gerufen wurde.

Was nun?, fragen sich die beiden Kolleginnen, als sie sich auf den Weg machen. Im Wagen wechselt die Stimmung zwischen angespannt und witzig. Was erwartet die beiden in Lugano? Wie lange werden sie da bleiben?

Saponaro lenkt den Wagen über die Grenze in die Schweiz, diese imaginäre Linie, die plötzlich wieder sehr echt und bedrohlich wirkt. Erste Gerüchte über eine Grenzschließung haben bereits die Runde gemacht. Noch in der Nacht wird ihr Ministerpräsident, Giuseppe Conte, den «nationalen Notstand» verkünden und die gesamte Lombardei per Dekret zur Sperrzone erklären. Grenzen zu. Lockdown für 16 Millionen Menschen. Und Lucia Saponaro ist gerade dabei, die Sperrzone in Richtung Schweiz zu verlassen.

Etwa eine halbe Stunde später steht Saponaro gemeinsam mit ihrer Kollegin im Stationszimmer mit Aussicht auf Lugano und den Lago di Lugano. Die Bereichsleiterinnen sind gekommen, die Pflegedienstleitung, sogar der Spitaldirektor ist da. Saponaro hört zu, wie der *direttore* eine Ansprache hält, erklärt, wie prekär die Lage ist. Die Grenze zwischen Italien und Schweiz soll bald geschlossen werden, das wissen alle. Aber wann, wie und für wen, ist zu diesem Zeitpunkt noch unklar.

Niemand weiss, wie es weitergehen soll, wenn die Grenzen erst einmal dicht sind. Ob man am nächsten Morgen noch genügend Personal haben wird, wenn die Grenzgängerinnen nicht mehr zur Arbeit erscheinen können – die Krankenschwestern, die Pfleger, die Ärztinnen. Ein Viertel des Gesundheitspersonals in den öffentlichen Spitälern im Tessin sind *frontalieri*, Grenzgänger aus Italien. In Privatspitälern und Altersheimen ist die Quote noch höher, mancherorts pendelt fast die Hälfte der Angestellten täglich oder wöchentlich aus dem Nachbarland ins Tessin.

Darum hat Lucia Saponaro ihren blauen Rollkoffer ins Auto gepackt: damit sie das Nötigste dabei hat, sollte sie nicht mehr nach Hause fahren können.



Schilder weisen den Weg zur Notaufnahme und zum Haupteingang: Regionalspital Lugano.



«Ihr seid unsere Soldaten in diesem Krieg»: Plakat vor dem Spital.



Sicherheitsabstand im Wartezimmer.

In dieser Nacht auf Sonntag, den 8. März, geht der Spitaldirektor durch die braunen Gänge des Spitals und bittet jene Angestellten, die jeden Tag aus Italien zur Arbeit anreisen, wenn möglich nicht nach Hause zu fahren, weil sie sonst vielleicht schon morgen nicht mehr zurückkommen könnten. Derweil beugt sich Saponaro über die Einsatzpläne und schiebt Namen hin und her. Ihr Ziel: ein funktionierender Schichtbetrieb ohne Grenzgängerinnen – zumindest für ein paar Tage.

Man hat im Tessin immer schon gewusst, dass die Grenzgänger für viele Branchen wichtig sind. Aber jetzt, am Anfang dieser völlig ungewissen Pandemie, wird allen schlagartig und sehr schmerzhaft klar, wie wichtig sie in den Spitälern und Altersheimen sind: Ohne sie wird es nicht gehen, ohne sie bricht das Gesundheitssystem zusammen.

Die alte Rhetorik zieht nicht mehr

Am 27. September stimmt die Schweiz über die SVP-Initiative «für eine massvolle Zuwanderung» ab. Die Initiative verlangt das Ende der Personenfreizügigkeit mit der EU und ist faktisch eine Neuauflage der sogenannten Masseneinwanderungsinitiative von 2014, die von der Stimmbevölkerung mit 50,3 Prozent hauchdünn angenommen wurde.

Die Initiative gilt als Prestigeprojekt der SVP, die Partei versucht damit, an den Erfolg von vor sechs Jahren anzuknüpfen, als es ihr gelang, mit ihrer Einwanderungsinitiative das Land zu spalten.

«Zu viel ist zu viel», so tönt die neue alte Rhetorik der SVP: Das Land werde zubetoniert, die Infrastruktur sei überlastet, Schweizer Angestellte würden vom Arbeitsmarkt verdrängt. In den Grenzkantonen, vor allem im Tessin, ist die Initiative der SVP auch ein Angriff auf die Grenzgängerinnen. Jeden Tag pendeln knapp 68'000 Menschen aus Italien in die Schweiz, um hier zu arbeiten. Die Grundlagen dafür legt das Freizügigkeitsabkommen, das die SVP mit ihrer «Begrenzungsinitiative» kündigen will.

Aber der Abstimmungskampf der Partei, die einst so kampagnenstark war, kommt nicht so recht in die Gänge. In den vergangenen Monaten machte die Partei vor allem wegen ihres schlechten Zustands, der verzweifelten Suche nach einem neuen Präsidenten und der Millionenrente des Milliardärs Blocher von sich reden.

Ganz anders 2014: Damals wähten in der Deutschschweiz SVP-Politiker Dichtestress überall, und das halbe Land redete es ihnen nach. Im Tessin ärgerte sich die Bevölkerung über Lohndumping, verstopfte Strassen und mangelndes Gehör in Bern. Die Schuldigen hatte man längst ausgemacht:

Die knapp 68'000 Grenzgängerinnen, die täglich in die Schweiz zur Arbeit fahren. Das Tessin stimmte mit 68,2 Prozent der Initiative der SVP zu, ein Rekordergebnis. In keinem anderen Kanton war die Zustimmung so hoch. Selbst die Grünen, damals geführt vom autoritären Sergio Savoia, gaben die Ja-Parole aus und sorgten damit für tiefe Gräben in der Partei und in der Linken.

Heute ist die Lage anders: Zwar ist die Rechte im Tessin mit der Lega und der SVP stärker als in anderen Kantonen. Und dass die SVP am Wochenende mit Marco Chiesa wohl erstmals einen Tessiner zum Präsidenten wählt, dürfte der Initiative ein bisschen helfen. Auch die CVP steht auf der Kippe, der Tessiner Kantonalpräsident Fiorenzo Dadò hat sich dezi- diert für die sogenannte Begrenzungsinitiative der SVP ausgesprochen, die Kantonalpartei wird demnächst ihre Parole fassen.

Und trotzdem könnte es für die SVP selbst im Tessin schwierig werden, eine Mehrheit zu gewinnen.

Gemäss einer Tamedia-Umfrage hätten in der zweiten Augustwoche in der italienischsprachigen Schweiz 44 Prozent der Bevölkerung «Ja» gestimmt, 11 Prozent «Eher Ja». Mit insgesamt 55 Prozent ist der Anteil der Unterstützer im Tessin zwar höher als in der Gesamtschweiz (41 Prozent), aber wenn die alte Faustregel ihre Gültigkeit bewahrt, dass die Zustimmung zu Initiativen bis zum Abstimmungstag eher abnimmt, dürfte es selbst im Tessin höchstens für ein knappes Ja reichen.

Die gemäss Umfrage eher tiefen Zustimmungsraten haben im Tessin einige erstaunt. Marina Carobbio Guscetti etwa, linke Sozialdemokratin, neben dem designierten SVP-Präsidenten Marco Chiesa die zweite Ständerätin aus dem Tessin, sagt: «Angesichts der Erfahrung von 2014 bin ich von einem höheren Ja-Anteil ausgegangen. Aber ich glaube, Corona hat deutlich gezeigt, dass wir uns nicht isolieren können, dass wir stark mit dem Ausland vernetzt sind und dass wir in gewissen Bereichen abhängig sind von den Grenzgängerinnen.»

Tatsächlich war in den vergangenen Monaten die Pandemie das alles dominierende Thema, besonders im Tessin, das zuerst und am stärksten von Corona betroffen war. Rund 3500 Fälle registrierte der Kanton mit etwa 350'000 Einwohnern. 350 Menschen starben – am meisten Todesfälle gemessen an der Einwohnerzahl. Die Übersterblichkeit der über 65-Jährigen war Ende März, auf dem Höhepunkt der Epidemie in der Schweiz, drei- mal so hoch wie in einer gewöhnlichen Woche. Von den geschätzt 5000 bis 6000 Angestellten im Gesundheitsbereich sind im Tessin je nach Job zwi- schen 36 und 49 Prozent Ausländerinnen, Grenzgänger mit eingerechnet.

Der Stress nach dem Stress

Lucia Saponaro zieht die Brille aus, die immer wieder aufs Neue beschlägt. «Die Maske», sagt sie entschuldigend. Es ist ein heisser Augusttag in Lugano, die 54-jährige Bereichsleiterin des Regionalspitals Lugano sitzt in ihrem Büro im Ospedale civico, über der Tür hängt ein Kruzifix, an der Wand die Friedenstaube von Picasso, und Saponaro spricht so nüchtern von jenen unübersichtlichen Tagen im März, als lese sie ein Kochrezept vor: «Es war nicht einfach.»

Nicht einfach, in den Wagen zu steigen und für ungewisse Zeit in die Schweiz zu fahren. Nicht einfach, den Mann und den Jüngsten von drei Söhnen zurückzulassen. Nicht einfach, lange, sehr lange Tage im Spital zu verbringen, Patientinnen zu beruhigen, Verwandte von unerlaubten Besu-

chen abzuhalten und dabei selber immer ruhig zu bleiben. Denn Lucia Saponaro trug in dieser Zeit einen schweren Gedanken mit sich: Ihre kranke Mutter, die im Süden Italiens lebte, lag im Sterben.



«Am Ende war es ja dann egal, woher die Leute kamen»: Lucia Saponaro.

Trotzdem entschied sich Saponaro Mitte März, nach Lugano zu ziehen. Damals war unklar, wie lange sie von zu Hause wegbleiben würde. Die Mutter von drei jugendlichen Söhnen ging zunächst davon aus, dass sie erst Ende Juni, dreieinhalb Monate später, wieder nach Hause fahren würde. Es ging schneller. An Ostern, Mitte April, fuhr sie erstmals wieder zurück nach Monte Olimpino bei Como. Dann fuhr sie nach Brindisi in Apulien, um ihre Mutter zu pflegen. Diese starb zwei Monate später.

Viele Grenzgänger aus dem Pflegebereich fällten ähnliche Entscheidungen und reisten ins Tessin, um zu bleiben. Annette Biegger, Pflegedirektorin des Kantonsspitals Ente Ospedaliero Cantonale, sagt: «Viele Grenzgängerinnen fuhren von sich aus in die Schweiz, als sie von einer bevorstehenden Grenzschliessung hörten, und blieben teilweise für zwei Monate hier. Ich war sehr beeindruckt, wie stark sich die Leute engagierten.»

Das Spital stellte in der Folge kostenlos Unterkünfte in Hotels und Privatwohnungen für Pflegefachpersonal und Ärztinnen bereit. Diese blieben im Tessin, verzichteten auf ihre Liebsten. Selbst als klar wurde, dass die Grenze zu Italien für Grenzgänger offen bliebe, zogen es viele vor, nicht mehr nach Hause zu fahren. Weil es auf jede Pflegerin ankam, weil man nie genau wusste, ob sich die Lage nicht vielleicht doch ändern würde, weil die Angestellten ihre Familien nicht dem Risiko einer Ansteckung aussetzen wollten.

Saponaro kam zuerst im Personalhaus des Spitals unter, dann in der Wohnung eines Freundes. Sie arbeitete sechs Tage die Woche, vielleicht 13 oder 14 Stunden am Tag. Sagt sie. Saponaro, eine Italienerin, die in Deutschland aufwuchs, zum Arbeiten in die Schweiz kam und «wegen der Liebe» nach Italien zog, erzählt das mit schleppendem schwäbischem Akzent und einem Schulterzucken, das einen stark vermuten lässt, dass dies eine grobe Untertreibung ist. «Wir wollten ja präsent sein und helfen», sagt Saponaro.

Der Spitaldirektor Luca Jelmoni redete den Angestellten zu dieser Zeit ins Gewissen: Es werde eine anstrengende Zeit, aber das Gesundheitspersonal könne auch froh sein, eine sichere Arbeit zu haben und einen Beitrag zur

Bekämpfung dieser Pandemie leisten zu können. Anderen würde die Arbeit ausgehen, sie würden ihren Job wegen der Pandemie verlieren. Saponaro nahm sich die Ansage zu Herzen. Sie sagt, sie habe sich damals nicht vor dem Virus gefürchtet oder über die langen Arbeitstage geärgert. Ihre grösste Angst war, dass Italien seine Staatsbürgerinnen zurückrufen würde, dass sie ihre Stelle in der Schweiz würde aufgeben müssen, um in italienischen Spitälern auszuhelfen.

So weit kam es nicht. Und doch ist auch heute wieder ungewiss, ob Saponaro und die anderen knapp 68'000 Grenzgänger künftig in der Schweiz werden arbeiten können, sollte die Initiative der SVP Ende September angenommen werden. Dann müsste der Bundesrat laut Initiativtext das Freizügigkeitsabkommen mit der EU innerhalb eines Jahres auf dem Verhandlungsweg ausser Kraft setzen, sodass die Schweiz die Zuwanderung «eigenständig» regeln kann. Dass die EU der Schweiz in der als unverhandelbar geltenden Personenfreizügigkeit einen Sonderweg gewähren würde, ist so gut wie ausgeschlossen. In diesem Fall müsste der Bundesrat das Freizügigkeitsabkommen innert 30 Tagen kündigen. Die schweizweit rund 330'000 Grenzgängerinnen gälten fortan als Drittstaatsangehörige und könnten nicht mehr ohne weiteres ihren Arbeiten nachgehen.

Dass die Initiative angenommen wird, will ausserhalb der SVP im Moment kaum jemand glauben. SP-Ständerätin Carobbio sagt, die Pandemie habe eine Veränderung im Bewusstsein der Leute bewirkt. «Es hat die Leute beeindruckt, wie viel Pflegepersonal aus Italien stammt.»

Aber natürlich habe Corona nicht alles auf den Kopf gestellt. Die Probleme von 2014 – Lohndumping, die harte Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, der Pendlerverkehr – sind nicht verschwunden. Der Medianlohn im Tessin beträgt rund 5300 Franken, gesamtschweizerisch liegt er rund 20 Prozent höher: Die Tessiner verdienen im Monat etwa 1200 Franken weniger.

«Aber die Kündigung der Personenfreizügigkeit löst keine Probleme», sagt Carobbio. «Besonders nicht den Druck auf die tiefen Löhne. Sie schafft nur neue Probleme, indem auch noch dem Forschungsplatz geschadet und dort Arbeitsplätze vernichtet würden.»

Gegen das drängendste Problem, die tiefen Löhne, ist einiges in Bewegung gesetzt worden, auch wenn das noch lange nicht reicht. Die Grünen, 2014 noch im Boot mit der SVP, brachten im Sommer 2015 eine kantonale Initiative für höhere Löhne durch. Ab 2021 wird nun ein kantonaler Mindestlohn eingeführt, der bei rund 20 Franken pro Stunde liegt und in den nächsten Jahren schrittweise erhöht werden soll.

Lucia Saponaro hält sich zurück mit Stellungnahmen zur Politik. Sie sagt, ihr sei eine konstruktive Diskussion wichtig. Polemik lehnt sie ab. «Man hat es in dieser Situation der Pandemie gut gesehen: Am Ende war es ja dann egal, woher die Leute kamen. Wir waren alle hier und haben gearbeitet – egal ob wir jetzt ein paar Kilometer auf dieser oder jener Seite der Grenze wohnen. Ich zum Beispiel wohne zwei Kilometer vom Zoll entfernt.» Die Grenze sei für sie etwas Unwirkliches. «Da müssen wir ein bisschen intelligenter sein.»

Saponaro führt durch die Gänge des in die Jahre gekommenen Spitals. Es herrscht die übliche Ruhe. Im vierten Stockwerk befand sich die Quarantäne-Station. Hier wurden die Patientinnen isoliert, während sie auf die Testergebnisse warteten. Die positiv Getesteten brachte man nach Locarno, wo der Krisenstab ein kantonales Corona-Spital eingerichtet hatte. Vom Wartezimmer im vierten Stock sieht man runter auf die Einfahrt des Spitals.

Dort hängt ein kleines Plakat, man übersieht es leicht, auf dem Menschen mit weissen, blauen und grünen Kitteln abgebildet sind. «Grazie» steht darauf. Und martialisch: «Ihr seid unsere Soldaten in diesem Krieg.»

Vorher sei da noch ein grösseres Transparent gehangen, erzählt Saponaro und zeigt nach unten. «Das ist schön», sagt sie. Man habe viel Unterstützung aus der Bevölkerung erfahren.

Und die Löhne?

«Hm!», macht Saponaro. Sie zieht die Augenbrauen hoch und presst die Lippen zusammen.

Sie denkt lange nach. «Wir haben viel Anerkennung bekommen.» Das habe sie deutlich gespürt. «Aber die Löhne», sagt Saponaro und legt noch einmal eine Pause ein, «das ist eine ganz andere Geschichte.»